Ueber den Ozean

Roman von Erich Ebenstein

(Fortsetzung)

Cartergin steht einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Dann eilt er zurück in den Konzertsaal, drängt sich rücksichtslos bis zum Dirigenten vor und flüstert ihm zu: „Wir hatten einen Unfall. Trachten Sie, daß niemand vorzeitig beunruhigt wird. Lassen Sie spielen — ohne Pause — gleichgültig was!"

Im nächsten Augenblick war er wieder verschwunden und draußen am Bootsdeck, wo eben die ersten Rettungsboote niedergelassen und ihre Führer bestimmt werden.

Buller hatte die erste Antwort auf seine Nottignale erhalten. Sie kommt von „Capo", der sich etwa 80 Seemeilen entfernt befindet und signalisiert: „Kommen mit Volldampf!"

Das kann immerhin vier bis fünf Stunden dauern. Wird er noch rechtzeitig da sein? Buller zerbricht sich darüber nicht den Kopf. Er tut seine Pflicht. Das ist alles, was er noch tun kann.

Der dritte Offizier, der vorne am Bug beschäftigt ist, sieht plötzlich die Lichter eines Schiffes auftauchen.

„Schiff in Sicht. Kann höchstens fünf Meilen entfernt sein," meldet er dem Kapitän und wie ein Aufatmen geht es durch die Mannschaft.

Rakete steigt nach Rakete. Elektrische Morsesignale werden gegeben:

„Kommt sofort, wir sinken!"

Aber das Schiff antwortet nicht. Es kommt auch nicht näher, sondern hält nach Norden ab. Seine Lichter werden schwächer und verschwinden wieder in der Nacht . . . .

Unter den Passagieren ahnt man noch nichts von der Gefahr. Die Musikkapelle spielt unentwegt weiter. Ein Teil der Herren sitzt im Rauchsalon und spielt Karten. Sie haben wohl einen leichten Stoß verspürt, messen dem aber keine Bedeutung bei und machen sogar ihre Witze darüber. Unter ihnen befindet sich Gringoir. Sein Neffe sitzt nebenan im Konzertsaal zwischen den beiden jüngeren Schwestern Lyon.

Da fällt wie ein Blitz in beide Räume der Ruf:

„Alle Passagiere an Deck!"

Wie Cartergin, so bleiben auch hier alle diese Hunderte von Menschen einen Augenblick stumm und regungslos.

Was soll das bedeuten? Ist etwas geschehen? Bah — kann diesem prächtigen, mit allen Vorsichtsmaßregeln ausgestatteten Schiff denn überhaupt etwas geschehen?

Viele sind trotzdem bleich geworden. In manchen Gesichtern liest man nur Neugierde, als die Leute nun den Ausgängen zueilen. Auf anderen ein sorgloses Lächeln.

Aber draußen verschwindet es jäh. Man sieht die unaufhörlich aufsteigenden Raketen, die bleichen, ernsten Gesichter der versammelten Mannschaft. Die herabgelassenen Rettungsboote und das Deck liegt nicht mehr wagrecht. Das ganze Schiff scheint sich nach links gelegt zu haben. Die Maschinen arbeiten nicht mehr.

An einigen Stellen sind die Planken geöffnet und Treppen niedergelassen. An ihnen steht je ein Offizier in seinen Mantel gehüllt mit todernstem Gesicht, die rechte Hand in der Manteltasche. Dort soll ausgebootet werden.

Vom Hinterdeck, wo man gleichfalls bereits damit begann, drang wirres Geschrei, Fluchen, Heulen, Weinen herüber. Und nun sah man plötzlich: Die „Queen Mary" stand bereits bis unter das Vierte Deck unter Wasser.

Da wich der lähmende Bann, der alle umfangen hielt. Man drängt zu den Booten. Nicht wild und schreiend wie dort am Zwischendeck, aber doch in Todesangst. Man war sich bewußt, daß es um Leben und Tod ging. Aber man wußte auch, daß eine Panik alles nur schlimmer machen würde, und daß man, wenn nie, so jetzt die Pflicht hatte, durch Ruhe und Besonnenheit seine Würde als gesitteter Mensch zu wahren.

Nur wenige machten Ausnahmen. Ein paar Frauen, die Weinkrämpfe bekamen; Männer, die sich brutal vordrängten, um in die Boote zu kommen, obwohl der Kapitän mit lauter Stimme verkündet hatte: „Frauen und Kinder voran!"

Dann fuhr die Hand des Offiziers blitzschnell aus der Tasche und hielt ihnen einen Revolver entgegen. Daß es keine leere Drohung war, bewiesen einige Schüsse, die jetzt vom Zwischendeck herüberklangen. Da wichen sie zurück.

Trux sucht sie zu beruhigen, wo er kann. Niemand soll Angst haben. Dort steht Mr. Hall und verteilt Rettungsgürtel. Jedes Boot wird mit tüchtigen Ruderern bemannt, ist mit allem nötigen versehen und bekommt einen der Navigation kundigen Führer. Wenn alle Frauen und Kinder untergebracht sind, kommen die Männer an die Reihe. Die amerikanische Küste ist nicht mehr so fern, daß sie im schlimmsten Fall nicht erreicht werden könnte. Aber es ist ja Hilfe unterwegs. Der ganze Ozean ringsum sei bereits avisiert, und jedes Schiff auf hundert Meilen in der Runde eile bereits zur Rettung herbei.

Und die Musik spielte immer noch. Spielte heitere Weisen. Das und die Worte des Kapitäns beruhigt viele. Die Ausbootung begann in verhältnismäßiger Ruhe. Gringoir, der unter den ersten brutal anstürmenden Männern gewesen war und von Mr. Austen mit dem Revolver zurückgetrieben werden mußte, eilte in seine Kajüte und kehrte gleich darauf mit seiner Reisetasche zurück.

Seine scharfen hellen Augen überflogen die Situation. Das erste Boot, das Mr. Austen führen sollte, war beinahe voll. Als letzter wollte eben Mr. Cartergin einsteigen. Gringoir flog auf ihn zu und faßte ihn beim Aermel.

„Nehmen Sie mich mit, Sir," flüsterte er ihm zu; „ich war in meiner Jugend Seeman und kann rudern wie ein Vollmatrose!"

Cartergin warf einen Blick auf das mit Frauen und Kindern gefüllte Boot, das nur sechs Ruderer hatte. Dann schob er, Austen einen gebieterischen Blick zuwerfend, Gringoir auf die Treppe und folgte ihm hastig.

„Wo ist ihr Neffe?" fragte er, als das Boot abstieß, leise. „Sie haben ihn zurückgelassen?"

„Konnte ich anders? Jetzt muß jeder für sich selbst sorgen!" lautete die Antwort.

Zur selben Zeit sagte oben Kapitän Trux zu Emile Gringoir, der regungslos am Steuerhaus lehnte und sich um nichts zu kümmern schien: „Steigen Sie ein, Mr. Emile, das zweite Boot wird voll sein. Ich werde Ihnen einen Platz darin verschaffen."

Aber Emile schüttelte den Kopf.

„Es hieß doch: Erst die Frauen und Kinder!"

„Bah, machen Sie keine Geschichten! Sie sind doch kein Mann! Sie sind Serena Hellkreut!"

Die schönen dunklen Augen richteten sich in heißem Weh auf ihn.

„Wenn Sie dies wissen, dann kümmern Sie sich erst recht nicht um meine Rettung. Mir kann der Tod nichts mehr rauben. Retten Sie andere, für die das Leben noch Hoffnung hat . . ."

Trux konnte nicht antworten, denn an den Booten gab es einen Tumult, der seine Anwesenheit sofort nötig machte.

Einige Damen weigerten sich, in die Boote zu gehen. Sie glaubten auch jetzt nicht, daß die „Queen Mary" sinken könne, und es graute ihnen vor dem dunklen Wasser, auf dem die Boote hin- und herschwankten.

Sie wurden endlich mit Gewalt hineingehoben. Mr. Evans brachte seine junge Gattin an eines der Boote. Er hatte sie sorgsam in einen pelzgefütterten Mantel gehüllt und ihr ein Kognakfläschchen in die Hand gedrückt. Jetzt küßte er ihre bleichen Lippen.

„God bleß you, darling!" sagte er innig. „Sei mutig. Die Bootfahrt wird nicht lange dauern. Der Kapitän versichert mir, daß ihr in längstens zwei bis drei Stunden von einem Dampfer aufgenommen werdet."

Die junge Frau, die bis dahin ruhig und gefaßt gewesen, umklammerte plötzlich angstvoll seinen Arm.

„Und du, Percy? Was wird aus dir? Warum kommst du nicht mit?" Sein Blick glitt an ihr vorüber über all die Hunderte von Frauen hin, die sich noch an den Fallreeps drängten. Er wußte längst, daß nicht Boote genug da waren, um alle Passagiere aufzunehmen und daß die Zurückbleibenden mit dem Schiff untergehen mußten, wenn nicht rechtzeitig Hilfe eintraf. Aber er war ein Mann. Und er brachte in diesem furchtbaren Augenblick die Kraft auf, sorglos zu lächeln, um ihr den Abschied zu erleichtern.

„Erst die Frauen, Evelyn, das ist doch selbstverständlich, nicht wahr? Noch zwei Boote, dann will man auch uns ausschiffen. Sei ganz ruhig, ich folge dir bald nach."

„Bist du dessen sicher?"

„Ganz sicher, mein Liebling."

Es war die erste Lüge, die er im Leben sprach. Aber er hatte das Gefühl, als sei sie mehr wert als alle Wahrheiten der Welt in diesem Augenblick.

Mrs. Evans beruhigte sich und stieg ein. Ihr folgte Mrs. Lakedale mit ihrer Tochter, die Lyons und Gräfin Caffelmare mit ihren drei Kindern und der Kurie. Frau Barkans und die schöne Etelka saßen nebst etwa zwanzig anderen Frauen bereits im Boot. Alle in ihren kostbaren Abendtoiletten, mit Perlen und Juwelen beladen, wie sie sich zum Konzert eingefunden hatten. Aber sie wußten es kaum. Ihre Gesichter waren fahl und verzerrt vor Angst, die Augen im fieberhaften Glanz heimlichen Entsetzens. So drängten sie sich aneinander, schaudernde Blicke nach dem dunklen Wasser werfend, das ihnen nun plötzlich so nahe gerückt war und gurgelnd um den Bootrand schwappte.

Als Führer sollte der zweite Offizier das Boot geleiten. Er blickte um sich und zählte die Insassen.

„Ein Platz ist noch frei," sagte er leise zum Kapitän. Dieser wandte sich an Frau Häfele, die ihm am nächsten stand.

„Steigen Sie ein, gnädige Frau, ehe andere hinzudrängen!"

„Darf mein Mann auch mit!"

„Das ist unmöglich . . ."

Ihr Mann wehrte erschrocken ab und bot alles Mögliche auf, um sie zum Einsteigen zu bewegen. Aber sie hing an seinem Arm und zog ihn gewaltsam vom Fallreep weg.

„Wir haben vierzig Jahre glücklich zusammenverbracht und wollen uns jetzt nicht trennen," sagte sie innig. „Tod oder Leben — was immer uns bestimmt ist, es soll uns vereint finden."

Austen war bereits in das Boot gesprungen und gab Befehl zum Abstoßen, denn um den noch leeren Platz drohte sich ein wilder Kampf zu entspinnen, der leicht alle gefährden konnte.

Langsam glitten die Boote hinaus ins Meer, hinweg von dem immer tiefer sinkenden Schiff.

Man konnte sie weit mit den Augen verfolgen, denn die Lichter des Schiffes beleuchteten die nächste Umgebung, und weiter draußen erhellte der nun wieder sichtbare Mond den Ozean. Der Nebel hatte sich verzogen, die Luft war völlig windstill. Spiegelglatt lag das Wasser, fast wolkenlos wölbte sich der Sternenhimmel darüber.

In diesem Augenblick hätten diejenigen, die nicht in blindem Entsetzen ausschließlich an ihre Rettung dachten, einen wundervollen Anblick gehabt.

Kaum hundert Bootslängen von der „Queen Mary" entfernt trieb ein ungeheurer Eisberg durch die Fluten. Er war der Mörder des Schiffes.

In seinen glitzernden Flächen brach sich das Mondlicht, auf seinen Kanten schimmerte es wie von Millionen von Diamanten, und ein geisterhaft bläuliches Leuchten, das ihn durchdrang, ließ ihn wie ein Gespensterschiff erscheinen, das plötzlich aus den Tiefen des Ozeans emporgetaucht war.

Aber niemand kümmerte sich darum. Jeder war nur mit sich selbst oder seiner Pflicht beschäftigt.

Buller stand noch immer an seinem Apparat. Aber der Strom wurde plötzlich schwächer. Er bekam keine Antwort mehr auf seine Signale. Um seine Füße gurgelte Wasser.

Der Kapitän steckte den Kopf zur Türe hinein. „Lassen Sie es sein, Buller," sagte er mit fremder, heiserer Stimme.

„Sie haben Ihre Pflicht getan, jetzt ist es Zeit, an sich selbst zu denken!"

Kaum ist er verschwunden, kommt Behrens und wirft seinem Kollegen einen Rettungsgürtel hin.

„Rasch, rasch, sie machen eben das letzte Boot klar!"

Buller greift nach dem Gürtel, aber im selben Moment wirft sich ihm das fahle Gespenst eines vor Todesangst fast irrsinnigen Menschen entgegen und entreißt ihm den Rettungsgürtel. Das ganze hat sich stumm, blitzschnell abgespielt. Buller gleitet auf dem wasserbedeckten Boden aus, rafft sich auf und fällt zum zweiten Male.

Er ist total erschöpft. Wie der Kapitän, ist er seit sechsunddreißig Stunden mit einer kurzen Unterbrechung auf seinem Posten. Draußen schreit Behrens nach ihm. Sie können das Boot nicht losbekommen. Der Kapitän bemüht sich am Steuerhaus um Serena Hellkreut, die ohnmächtig geworden ist. Kein Seemann ist mehr zur Hand.

Im Wasser wimmelt es von Menschen die in ihren Rettungsgürteln verzweifelte Anstrengungen machen, vom Schiff wegzukommen. Endlich gelingt es Behrens und einigen Leuten, das Boot loszubekommen. Im letzten Moment ehe es abstößt, schreit er herüber: „Steigen Sie ein, Kapitän! Ich habe einen Platz für Buller freigehalten, aber weiß der Teufel, wo er bleibt . . ."

Trux rafft statt aller Antwort den schlanken Körper auf, dessen Augen sich eben wieder in wirrem Entsetzen öffnen, und läßt ihn über das Fallreep ins Boot gleiten, nachdem er ihm einen Rettungsgürtel angelegt.

„Gott segne euch, Kinder! Lebt wohl!" murmelte er. Dann steigt er die Treppe zur Kommandobrücke hinauf. Seine Rechte umschließt krampfhaft etwas Blitzendes — es ist das Letzte, was Behrens sieht. Dann muß er alle Aufmerksamkeit auf das Boot richten, das schwankend und überfüllt abstößt.

Sie haben keinen ordentlichen Führer. Nur wenige verstehen halbwegs mit den Rudern umzugehen, und von allen Seiten drängen aus der kalten Flut verzweifelte Menschen an sie heran, die unbarmherzig durch Ruderschläge zurückgetrieben werden müssen . . .

14. Kapitel

Inzwischen flog der „Capo" mit Volldampf durch die Nacht. Fast vier Stunden sind vergangen, seit die ersten Nottignale der „Queen Mary" ihn erreichten.

Nahe dem Bugspriet stehen zwei Männer in Mäntel gehüllt, die Ferngläser fast ununterbrochen am Auge. Es ist Spannberg mit Inspektor Wenk.

„Werden wir rechtzeitig eintreffen?" Richard Spannberg fragt es immer wieder in Todesangst. Er fragt den Kapitän, die Offiziere, jeden Mann der Besatzung, der zufällig vorbeikommt. Man antwortet ihm gar nicht mehr. Man zuckt höchstens mitleidig mit den Achseln. Wer kann es wissen?

Und Spannberg meint doch, sein Leben hinge von der Antwort ab! Heute früh hat man Wenk von Scotland Yard aus durch ein Marconitelegramm verständigt, daß er sich wahrscheinlich auf falscher Fährte befinde. Die von ihm gesuchten Personen seien allem Anschein nach nicht auf der „Carolina" zu suchen, sondern auf der „Queen Mary".

Nun sank das Schiff, das sein Mädchen trug . . . . . Spannbergs Phantasie spiegelte ihm unaufhörlich die schrecklichsten Bilder vor. Herzzerreißende Szenen voll Todesangst, Verzweiflung und Brutalität. Und über all diesen Bildern schwebte ein süßes, blasses Mädchenantlitz, dessen dunkle Augen in brennender Verzweiflung nach Rettung ausiahen . .

Wie eine Vision sah er es. Wie eine Halluzination, die seine erregten Nerven in greifbarer Deutlichkeit auf die mondbeglänzte See hinzauberte.

(Fortsetzung auf Seite 7)

Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für	$0.50
Drei Bücher für	$1.25
Sechs Bücher für	$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.